

Gertrud Kolmar: „Die jüdische Mutter“

Zerrbild einer jüdischen Mamme

Von Sigrid Brinkmann

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 13.03.2024

Gertrud Kolmars 1931 verfasster Roman erzählt von einer Frau, die Abstand zu jeder Gemeinschaft hält, auch der jüdischen. Dem Klischeebild der fürsorglichen, ängstlichen „jüdischen Mutter“ entspricht sie nicht. Die abgründige Verlorenheit der Mutterfigur wirkt zu gewollt parabelhaft und konstruiert.

Weil sie fürchtete, der Roman „Die jüdische Mutter“ könnte antisemitisch interpretiert werden, setzte Gertrud Kolmars Schwester für die posthume Erstveröffentlichung den universellen Titel „Eine Mutter“ durch. Das Buch erschien 1965. Der erste Frankfurter Auschwitz-Prozeß endete im selben Jahr - nach 183 Verhandlungstagen ergingen Urteile gegen Täter, die weder Scham noch Reue gezeigt hatten. Die Überlebenden der Shoah waren zu gebrochen, um Hass in sich zu nähren und auf Rache zu sinnen. Rachsucht aber ist die archaische Kraft, die Kolmars verzweifelte Mutterfigur antreibt und ihr schließlich zum Verhängnis wird. Bevor sie sich selber richtet, durchläuft die Frau eine Metamorphose. Erst als sie keinen Ausweg mehr sieht, ihr Leben zu regeln, schöpft sie aus ihrem Jüdischsein innere Kraft. Und sie sieht klarer, was sie vorher auszublenden imstande war.

„Ein dünnes Heft lag dort auf dem Tische; sie zog es unauffällig heran, lauernd, fast eine Diebin. Der Umschlag sprach: „Hugin – Deutsche Wehr – Blätter für völkisches Denken“. (...) Sie blätterte ein wenig herum (...) „... hat Juda hinterlistig das Joch für germanische Nacken gezimmert“. Sie beugte die Stirn, las weiter: »... Der jüdische Hochmut ...« Sie dachte: Hochmut ...? Wir sind nicht hochmütig, leider nicht; aber wir könnten es sein. Ja, wir dürften es sein. Wir haben Rom überstanden, Byzanz in Trümmern gesehn; auch dieser Feind hier wird uns nur töten, wenn wir uns selbst verderben.“

Sich selbst verderben, was heißt das? Seine Selbstachtung einbüßen, sich mit den Augen der antijüdischen Menschenverächter betrachten und abwertende Vorurteile verinnerlichen? Schutz- und Fluchtinstinkte verlieren? Seine qua Geburt mitgegebene religiöse Bindung verleugnen? Sich selbst oder anvertrautes Leben auslöschen, bevor es andere tun?

„Jerusalem am Nordpol“

Gertrud Kolmar

Die jüdische Mutter | Susanna

Herausgegeben von Regina Nörtemann und Thedel von Wallmoden

Wallstein Verlag, Göttingen

300 Seiten

38,00 Euro

Gertrud Kolmars 1931 beendeter Roman ist ein finsternes Buch. Es konterkariert das Klischee der herzlichen, fürsorglichen jüdischen Mutter und zeichnet das Profil einer kühl kalkulierenden, durchsetzungsfähigen jüdischen Frau. Der christliche Schwiegervater der Protagonistin meint, sein Sohn könne -

„(...) fast ebenso gut ein antikes Steinbild ehelichen. Alttestamentarisch sieht sie schon aus; sie müßte Lea, nicht Martha heißen. Sekt auf Eis, meinst du? Glaub' ich nicht. Eis schon: ein ganzer Klumpen. Jerusalem am Nordpol. Sie ist stärker als du, das spür' ich, bloß wenn ich sie sehe. Und wenn du mal anders willst als sie: die duckst du nicht.“

Tödliche Mutter-Kind-Symbiose

Alles, was Kolmars Figur vom Leben ersehnt, ist ein Kind.

„Martha brachte das Kind zur Welt und stürzte sich drauf, einer hungrigen Wölfin gleich, wie die Schwiegereltern das nannten. Es war ja ihr Kind, nur das ihre.“

Nachdem der Ehemann früh verstirbt, kann niemand mehr die symbiotische Mutter-Tochter-Verbindung hemmen. Das Unheil nimmt seinen Lauf, als die berufstätige Martha einwilligt, ihre Tochter nachmittags gegen Geld in die Obhut einer bedürftigen Nachbarin zu geben. Eines Tages wird das unbeaufsichtigt mit anderen Kindern spielende Mädchen von einem Sexualverbrecher weggelockt und erst am nächsten Morgen, geschändet und bewusstlos, in einer verwahrlosten Laubensiedlung gefunden. Kolmars schier irre gewordene, jede Unterstützung schroff abweisende Protagonistin erträgt die schwere Verletzung und tiefe Verstörung der Tochter nicht.

„Ihr hatte ein Menschenangesicht Grauenhaftes getan, nun schauderte es vor jedem. Es floh. Das Kind floh vor seiner Mutter.“

Überzeugt davon, dass die Tochter das Trauma der Vergewaltigung niemals verwinden könne, flößt die Mutter ihr im Krankenhaus unbemerkt ein tödliches Mittel ein. Unfähig, ihr Verbrechen zu erkennen, zieht sie Lebensenergie nur noch aus der Suche nach dem „Mörder“ ihres Kindes. Die Leugnung der Tat hat etwas Monströses.

In jeder Gesellschaft fremd

Kolmars Protagonistin lebt in unüberwindlicher Distanz zu jeder Gemeinschaft, auch der jüdischen. Co-Herausgeberin Regina Nörtemann tendiert dazu, den selbst gewählten Ertrinkungstod der jüdischen Mutter als Vernichtung antisemitischer Vorurteile und Abwertungen zu interpretieren. Sie werden, literarisch gesehen, versenkt. Einige Szenen, in denen die Mutter sich selbst erniedrigt, lassen sich durchaus als Ausdruck jüdischen Selbsthasses deuten. Was bleibt also von dieser Figur, deren abgründige Verlorenheit heute zu konstruiert und völlig aus der Zeit gefallen wirkt? Sie ist ein weibliches Schreckbild, ein Albtraum von Mutter.

Auf Prosa hat Gertrud Kolmar als Autorin nicht viel gegeben. In Briefen bekannte sie, nur Dichterin sein zu wollen. Mit klangvollen, wortschöpferischen Beschreibungen wildwuchernder Natur schafft sie eine atmosphärische Dichte, die dem in fiebrigem Ton verfassten Roman insgesamt fehlt. Es wird nicht nur das judenfeindliche gesellschaftliche Klima der

1930er Jahre gewesen sein, das die Autorin davon abgehalten hatte, sich um eine Veröffentlichung ihres Manuskriptes zu bemühen.